Rudolf von Tavel : zum 100. Geburtstag

Autor(en): **Stettler, Michael**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **61 (1966)**

Heft 4-de

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-173999

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Rudolf von Tavel (21. Dezember 1866 bis 18. Oktober 1934). Die Porträtaufnahme wurde von Dr. M. Stettler freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

Rudolf von Tavel Zum 100. Geburtstag am 21. Dezember 1966

«Du hast den Griff gewagt, den Wurf getan.
Ein reifer Mann, ein Könner allbereits,
Brachst du mit einem Werklein dir die Bahn,
Mit einem Meisterwerk: Jä gäll, so geits!»

Diese Verse richtete Otto von Greyerz an Rudolf von Tavel zu dessen sechzigsten Geburtstag. Ein Gottesgeschenk nannte Tavel selber zwei Jahre später die Inspiration seines Erstlings: «Ein paar Tage trug ich die Geschichte im Kopfe herum. An Gustav Freytags Technik des Dramas geschult, entwarf ich mir, wie ich es heute noch tue, die einzelnen Figuren, erkannte, daß es klappen würde, und nun erhob sich die Frage, welcher Ton da anzuschlagen sei. Daraus ergab sich ganz von selbst die Notwendigkeit, es einmal mit der Mundart zu probieren, weil im Bereiche meines Könnens kein anderes Ausdrucksmittel dem Inhalt der Novelle besser entsprochen hätte. Der Erfolg hat dem Entschluß recht gegeben. (–) Ich bin so frei, zu behaupten, daß man einen Satz von ganz bestimmter Nuance nicht in zwei Sprachen genau gleich formulieren kann. Da nun die meisten meiner Figuren Berner sind, so komme ich der Vollkommenheit ihrer Darstellung am nächsten, wenn ich sie bärndütsch reden lasse.»

Man hat Mühe, sich heute das Neue dieses Entschlusses vorzustellen. Jahrelang lag das Manuskript von *‚Jä gäll, so geits!'* in der Schublade des Verfassers, nachdem es vom damaligen Gotthelf-Verleger Zahn in Neuenburg ohne Interesse zurückgekommen war. Zögernd entschloß sich der Francke-Verlag in Bern schließlich zu einer Auflage von 500 Stück. Sie

wurde sogleich ein Erfolg: als Durchbruch hieß man dieses schmale Buch willkommen, das Erstling und Meisterwerk zugleich war und dessen Taufrische ihm die mehr als 60 Jahre seit Erscheinen nicht zu nehmen vermochten. Humor und Situationskomik, oft mit ganzen Kettenreaktionen, lockern die Handlung der ‚Lustigen Geschichte aus trauriger Zeit', wie der Untertitel lautet, auf, wenn sie sich auch unversehens ins Tragische weitet. Josef Viktor Widmann sprach «von dem geradezu wunderbaren Gelingen des kleinen Kunstwerkes. Es enthält Partien, bei denen man lacht, wie man sich nicht erinnern kann, je gelacht zu haben (das Portechaise-Abenteuer der Frau Salzmeisterin nach dem Ball und die Geschichte vom gespenstischen Schaaltier).»

Die Zeitgeschichte dröhnt «wie ferner Donner mitten in die Alltagslust herein», etwa während der Tanzerei bei Herrn Frisching an der Junkerngasse, bei der sich die jeunesse dorée des bernischen Patriziates versammelt. Ein alter Herr neben dem Ofen schaut dem Treiben mit feuchten Augen zu, ohne daß er den Grund seiner Wehmut kennt. «Wär weiß, villicht het dä gseh, daß ds Sägessemannli z'oberscht uf der Pendule, wo sünsch nie es Glied rüehrt, im Takt zur Musik Cabriole gmacht und sy möschigi Sägesse gschwunge het. – Ja, ja, denn het niemer dänkt, daß vier Monet später drei vo dene Cavaliers und no nes paar vo den alte Herren im zweute Glied chrydewyß hinderem Grauholz im Gras würde lige.»

Ähnlich durchdringen sich die Sphären beim Sterben des vor den Franzosen geflüchteten Unggle Mäni in der Hütte eines armen Kleinbauern im Horrenbach. Auf armseligem Lager liegt er im Todeskampf und wähnt sich dabei in seine Jugendjahre am Hof von Versailles zurückversetzt.

Dem Wurf des über dreißigjährigen Rudolf von Tavel war ein langwieriger Entwicklungs- und Reifeprozeß vorausgegangen. Der Knabe war langsam, verträumt, im Ungewissen mit sich und der Welt – er hatte es schwerer als seine Mitschüler, mußte zweimal aussetzen und in ländlichen Pfarrhäusern privaten Unterricht nehmen; die Maturität kam als Albdruck noch in Träumen des alternden Mannes vor. Der Student schwankte zwischen Militär, Theologie und Jurisprudenz, welches Fach er dann in Leibzig und Berlin studierte, worauf er in Heidelberg promovierte. Kurze Zeit hatte er auch erwogen, Maler zu werden, wogegen der Vater, Burgerratsschreiber von Bern, der mit Geduld und Strenge dem mühevollen Werdegang seines Jüngsten (Tavel wuchs mit drei Brüdern und zwei Schwestern auf) sein Veto gab; zeitlebens blieb er ein liebevoll behutsamer Zeichner.

Was in Gymnasium und Universität seinen Geist beschäftigte, waren dramatische Versuche. Eine Tragödie in Jamben um Andreas Hofer, *Der Sandwirt von Passeyer*, legte der Einundzwanzigjährige dem damals erfolgreichen Ernst von Wildenbruch vor, der ihm den Rat zukommen ließ, sich erzählender Dichtung zuzuwenden, wofür er größeres Talent zu haben scheine. Dazu war es indes noch zu früh; Tavel dichtete – zum Mißvergnügen des Vaters – ein Major Davel-Drama, das im alten Berner Casino zu zweimaliger Aufführung kam, ein Lustspiel *Die Weiber von Schorndorf*, ein Versdrama um Nägeli und *Johannes Steiger*, einen *Twingherrenstreit* und ein soziales Drama *Die Walzgesellen*, schließlich das sehr persönlich gehaltene Heimkehrerdrama *Der Söldner*, das Tavels Biograph Hugo Marti als Wendepunkt in seiner Entwicklung bezeichnet. «Der Mensch selber in die Irre gegangen, um heimzukehren», heißt Tavels Formel dafür. «Die Heimkehr des Söldners ist meine Heimkehr zum inneren Frieden, in die Freiheit der Kinder Gottes.»

Es waren nicht literarische Kämpfe allein, die Tavel in sich auszufechten hatte. Nach seiner Überzeugung sollte alle Kunst der Verherrlichung Gottes dienen, «auch wenn das Religiöse darin nicht unmittelbar zum Ausdruck kommt». Der Zweifel, ob das Theater seiner ursprünglichen Bestimmung in diesem Sinne nicht entfremdet sei, war, «trotzdem ich mein Carnet noch voll Ideen für dramatische Arbeiten hatte», einer der Gründe, daß er sich nun der Novelle, epischer Produktion überhaupt zuwandte, der freilich die vorausgegangenen dramatischen Übungen durchaus zugute kamen. Auch später pflegte er, vorwiegend im Dialektlustspiel, noch zeitweise dramatisches Schaffen, wodurch er auch mit dem Heimatschutztheater in enge Verbindung kam.

Erzählfreudig war schon der Knabe gewesen. Hugo Marti berichtet, wie er sich in ganz frühem Alter das Erzählen von Geschichten, in denen er exzellierte, nicht einfach habe abnötigen lassen. «Wenn ihn seine Mutter und die Geschwister wiederholt um eine Geschichte gebeten hatten, konnte er nach langem Zögern etwa die lakonische Antwort geben: ‚Es Roß etrünnt...' Wahrlich eine Kurzgeschichte! Aber was mochte für die kindliche Einbildungskraft an Bewegung, Farbe und Geschehen hinter dem geheimnisvoll geballten Stichwort lebendig sein! Und die ungeduldigen Zuhörer mußten sich damit eben zufrieden geben.»

Als Tavel mit 35 Jahren, «nel mezzo del cammin», 1901 seinen novellistischen Erstling herausbrachte, war er kein freier Schriftsteller. Er betätigte sich nach seiner Promotion zunächst als Journalist, wechselte 1896 «nach ‚Ägyptenland', in die Dürre des Versicherungswesens, damit die Sehnsucht nach meiner Bestimmung zur Kraft werde», kehrte 1905 an die Zeitung zurück, «weitere neun Jahre in die Halbheit der Redaktionsstube, die mir mehr und mehr zum zweiten Aufenthalt in der Wüste wurde.» Im Jahre 1894 hatte er seinen Ehestand mit einer jungen Bernerin, Adele Stettler, begründet, die den Werdegang seines Werkes von Anfang an mit Herz und Verstand ermutigte und begleitete. Die Widmung, die er dem Buch *Gueti Gspane* vorangab, könnte über jedem seiner Werke stehen: «Myr Frou zum Dank.» Sie saß ihm zur Seite, als er 68jährig, nach Herbsttagen am Genfersee heimkehrend, im fahrenden Zug an einem Herzschlag plötzlich verschied. Mit Umsicht betreute sie seither, von treuen Freunden wie Prof. Max Huber und dem Francke-Verleger Dr. h. c. Carl Lang unterstützt, das Werk und das Vermächtnis ihres Gatten bis zu ihrem eigenen Hinschied zu Beginn des Jahres 1966.

Der Erste Weltkrieg brachte dem Paar, dem Kinder versagt geblieben, in rastlosem Einsatz für die Kriegsgefangenen, hernach für die notleidenden Kinder aus den Kriegsländern Schützlinge zu Tausenden. Erst nach diesen opfervollen Jahren konnte Rudolf von Tavel sich ganz dem künstlerischen Schaffen widmen, wobei er auch dann noch öffentlichen Aufgaben in Kirche und Schule sich nicht entzog. Fast Jahr für Jahr brachte er nun die Bücher seiner Reife hervor: *Ds verlorne Lied, Der Frondeur, Veteranezyt,* zuletzt die großen historischen Fresken des Bubenberg-Romans *Ring i der Chetti* und des Niklaus Manuel-Romans *Meischter und Ritter.* Mitten aus der Arbeit an einem dritten solchen Plan, einem Roman um Rudolf von Erlach unter dem Titel *Ds Schwärt vo Loupe,* riß ihn am 18. Oktober 1934 der Tod.

Die meisten Werke sind im Heim des Dichters in der Schoßhalde entstanden, einem Landhaus in viktorianischem Stil, das sein Vater auf elterlichem Grund erbaut und 1879 bezogen hatte. Vom Arbeitszimmer des Hauses, dessen Tage nun gezählt sind, ging der Blick zwischen Tannen und Rosen

über den Egelmoos-Weiher zu den Schneebergen hinüber. Von hier ging ein Strom stärkender und helfender Kraft für die andern aus. Durch die Kämpfe seiner Jugend- und frühen Mannesjahre hatte Rudolf von Tavel zum innern Licht der Nächstenliebe durchgefunden, dem allein jene Ausstrahlung heiterer Güte über konfessionelle Schranken hinweg beschieden ist und das bei all denen, die ihm begegnen, ein unnennbares Geborgenheitsgefühl erweckt. Vorbild wurde ihm die Gestalt des Niklaus von Flüe, dem aus Verzicht und Entsagung die Kraft zur heilsamen Tat erwächst. Aus dieser Einstellung erklärt sich auch das Wesen von Tavels Humor, der alle seine Bücher so köstlich durchwirkt und übersonnt. Nach langer Selbstprüfung, ob auch «der Humor ein Gottesgeschenk sei und seine der Tragik ebenbürtige, wenn nicht sogar überlegene Aufgabe an den Menschen habe», war er während der Arbeit am *Houpme Lombach* zur Erkenntnis gelangt, «daß echter Humor nicht in Komik sich ersättigt, sondern im tiefsten Grund von herzlicher Liebe beseelt ist, die über der Torheit der Menschen in Tränen lächelt». Und was für unnachahmliche Szenen offenbart just dieser Houpme Lombach! Etwa die Schlacht bei Trafalgar in der Ittiger Schulstube, die sich die vom napoleonbesessenen Lehrer Bickhard verhexten Kinder liefern und in deren Verlauf die mit lauter Mädchen bemannte Schulbank ‚Santissima Trinidad' zum Kentern kommt. Denselben Bickhard finden wir als Unteroffizier in Rußland wieder, wie er nach der Schlacht bei Polotzk den furchtbaren Rückzug der Napoleonischen Armee von Moskau mitmacht, zuletzt zusammen mit seinem Freunde Lombach. – Oder der Umzug des humanistischen Herrn Bramberger von der Stadt in die Schoßhalde: trotz aller Vorsichtsmaßnahmen stürzt der Bücherschrank mit den griechischen und lateinischen Klassikern beim Heben über die Fensterbank in die Tiefe, zerschellt auf dem Pflaster der Gasse. Oben zieht der das Manöver leitende Vater Gnägi das leere Seil zurück und stellt fest, «stoischer, als es je i sym Läbe der Her Brambärger z'stand bracht hätti: ‚Er isch ubernide'».

Von zahllosen so knappen wie treffenden Charakterisierungen hier eine einzige: die der neugierigen Pächtersfrau des Unggle Mäni, die Augen macht «wie vergifteti Heiti» (Heidelbeeren).

Man hat Rudolf von Tavel den Vorwurf nicht erspart, er habe, Geschichte verharmlosend, das Patriziat zu rosig verklärt und das einfache Volk zu einseitig karikiert, er habe an den Landleuten «ein gewisses Bäuerliches mit dem Bäuerlichen schlechthin verwechselnd, vor allem das Breitspurige, Täppische, Derbe, ‚Urchige', geistig Begrenzte» gesehen (W. Günther). Und doch, wie fühlte er mit den Bedrängten und auf Erden Geringen, mit den verfolgten Täufern im *Frondeur*, dem taubstummen ‚Nääri' in *Veteranezyt*, der armen Heimberger ‚Lättheiligen' in *Die Heilige Flamme*, mit all ihren Geschwistern im ganzen Werk! Könnte das «einfache Volk» des Dichters treueste Lesergemeinde bilden, wenn es nicht spürte, wo sein Herz schlägt, wie immer er, aus künstlerischen oder andern Gründen, die Akzente gesetzt hat? Gewiß ist es eine privilegierte Welt, die Tavel ins Licht stellt. Der Künstler hat das Recht und die Freiheit der Wahl, bei Tavel wurde es ein Lob seines Herkommens, das mit der Bevorzugung auch die Pflicht zu entsprechender Verantwortung bringt.

In einer Huldigungsphantasie, *Der Geburtstagstraum*, ließ Emil Balmer 1926 die Gestaltenwelt dieser Bücher in bunter Reihe vor dem sechzigjährigen Schriftsteller vorüberziehen. Ein solcher Reigen bleibt jedem gegenwärtig, der Tavels Bücher gelesen hat: die lieblichen Mädchenfiguren Elisabeth Vilbrecht, Madeleine Herbort, Annemarie Sunnefroh, Juliette

Müntzer; die jungen Herren Ruedi Landorfer, Xandi Wagner, Raffael Senno; die gestrengen Väter und warmherzigen Mütter; die vielen profilierten Rats- und Standesherren bis hin zu den Vorbildern Manuel, Mülinen, Bubenberg; die ‚Originale' sodann, der Unggle Mäni, der Maler Sigmund Wagner, die Nenuphar und die Châteauvieux; die herzhaften Sprossen des Volks, Ludi Bickhard, Peter Wymann, die Mutter Balz vom Ortbühl, die alte Frau Roggli, die am Vorabend der Kapitulation von Bern der ‚Haselmuus' sagt: «We' dirs de einisch stänglige gseht tage, de merket dr de villicht o, was Läbe heißt.»

Tavels episches Lebenswerk umspannt die bernische Geschichte seit Adrian von Bubenberg. Wir erleben Burgunderkrieg, Reformation und Reisläuferei; Bauernwirren und Bruderkrieg; Berns goldenes Zeitalter; jenes unter französischem Firnis so eigenwüchsige Dixhuitième mit seiner Staats- und Baukunst und seiner Porträtfreudigkeit; den Sturz dieses Staates mit Franzosenzeit, Übergang, Helvetik, Mediation und Restauration; die Veteranenzeit der ehemaligen Schweizer Söldner in neapolitanischen Diensten, die Tavel als Knabe noch miterlebt. Äußere und innere, religiöse, soziale, politische Spannungen im überdauernden Gefüge von Bern geben Rahmen und Hintergrund, aber auch die Haupt- und Staatsaktionen her, in die das private Geschehen der Einzelnen oder ganzer Geschlechter durch mehrere Generationen hin vielfältig verwoben ist. Tavel ist es zu danken, daß vor allen eidgenössischen Ständen Berns Vergangenheit in einen «dichterischen Ahnensaal» erhoben bleibt und daß seine heute wie nie gefährdete Sprache darin fortlebt, jenes Berndeutsch, das in Rhythmus und Klang von den zarten bis zu den rauhesten Tönen reicht, das als Silberbach sprudeln, als Fluß dahinströmen, als Unwetterflut sich tosend und krachend einherwälzen kann. Tavel ist es – nach Hugo Marti – geglückt, «diese ausdrucksfähige Mundart, die bis in wendige Einzelheiten sein persönlichster Besitz schien, unverbogen und unverblaßt in die schriftliche Form zu übertragen. Die Mundart bedeutet in Tavels Werk eine beständige Verzauberung – nicht der Gestalten, die der Leser sieht, sondern des Lesers, der diese Gestalten so sprechen hört, als ob sie von heute wären. Dies weckt das Gefühl der Blutsverwandtschaft mit jenen Rotröcken, die unter Napoleon an der Beresina kämpften, mit den aufständischen Bauern und den Stadtbürgern, die Niklaus Manuels Festspielen lauschten (–). Die historische Perspektive verflüchtigt sich wie ein Herbstnebel vor den warmen Strahlen der Sonne. So erschloß Rudolf von Tavel dem bernischen Leser – dem deutschschweizerischen überhaupt und, das sei nicht vergessen, wie vielen welschsprachigen und reichsdeutschen, die den Schlüssel zu diesem Schatz gebrauchen lernten! – eine Vergangenheit, die Jahrhunderte umspannt. Aus dem ‚glücklichen Einfall' des schmalen Erstlings entfaltete sich im Lauf von mehr als dreißig Jahren das vielhundertseitige Epos der Vaterstadt, ein dichterisches Denkmal, wie es seit den Chronisten kein Sohn dieser Stadt geschaffen und ihr dargebracht hat, und um das sie manches Geschwister in deutschen und welschen Landen beneiden mag.»

Zu den schon genannten Büchern hier noch die Titel der übrigen: aus der ersten Schaffenshälfte *Götti und Gotteli* als dritter Band der «Familie Landorfer» nach *Jä gäll, so geits!* und *Der Houpme Lombach; Der Stärn vo Buebebärg* mit der zweibändigen Fortsetzung *D'Frou Kätheli und ihri Buebe;* der idyllische *Donnergueg.* Auf der Mittagshöhe dann das anmutige Diptychon *D'Haselmuus* und *Unspunne,* das wie die «Familie Landorfer» zur Folie noch einmal den Untergang und das Wiedererstarken von Bern

hat. Dazu einige Erzählungen in deutscher Sprache, zu der er sich vor allem während des Ersten Weltkriegs gedrängt fühlte: die zur Zeit der Grenzbesetzung spielende *Heilige Flamme* und der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielende *Heinz Tillmann*, auch mehrere im Zusammenhang mit der von Tavel begründeten Zeitschrift *Die Garbe* entstandene Novellen, so die Pfarrergeschichte um den unstet genialischen *Düß* und die überaus lustige Episode um das Filmen der Schlacht bei Grandson im Rohrimoosband, *Amors Rache.*

Das reiche Gewirk all dieser Bücher ist auf ein paar Seiten so wenig zu erfassen wie die kontrapunktische Komposition der jeweiligen Fabel. Stadt und Land, Heimat und Fremde, Täler, Seen und Berge mit Sonn- und Schattenseiten, die Jahreszeiten der Natur wie die Gezeiten des Lebens, Figuren im Vorder- und Hintergrund, alle prägt das gleiche Ehrfurchts- und Liebesgefühl, innig, heiter und weise. Wer als Künstler eine solche Welt erschafft, ist auf seine Art ein irdischer Lieber Gott, und etwas wie Ruhe des siebenten Tags überglänzt denn auch Tavels patriarchalisches Bern, das nach festen Satzungen kreist und dennoch die Devise seines ersten Buches als Panier durch allen Wandel hochhält: «L'amour est plus fort que les principes» – eine Liebe, die sich immer reiner läutert bis zum Widerschein der höchsten, von der es heißt, daß sie die Sonne und die andern Gestirne bewegt. Und da sind alte Lebensregeln, «Ehre Vater und Mutter» ist eine; «Gemeinwohl vor Eigennutz» eine andere. Ergreifend wird das Gesetz der Sühne an der Buße sichtbar, mit der sich der Frondeur droben vor der Würzbrunnenkirche im reinigenden Gewitter von selbstverschuldeter Heimsuchung löst. Nicht um Schicksal geht es – das Wort war dem Dichter zuwider –, aber um das Erkennen der Gnade aus Irrweg, Verstrickung und Schuld. Es gibt zu denken, daß eine Kernfrage Tavels, dem die Pracht seiner Heimat wie wenigen zu preisen gegeben war, lautet: «Was isch überall a sym Platz und doch niene daheim?», mit der Antwort: «E Chrischtemöntsch». In Heimat, Staat und Familie sieht er zu Lehen anvertraute Güter, zu denen es Sorge zu tragen gilt. Ein kristallener Wintermorgen über dem Gürbetal, ein Gang den Muristalden hinauf im Angesicht der Stadt, Feiertage in Garten und Saal: wie funkelnd hat er sie dargestellt, wie herznah Auszug und Heimkehr, Entfremdung und Wiederfinden, Rebellion und Ergebung, wie unschulmeisterlich – im Geiste Pestalozzis, Gotthelfs und Kellers – die Lehren aus Geschichte und Überlieferung!

Mehr als drei Jahrzehnte nach Rudolf von Tavels Tod ist sein Werk unverwelkt in allen Schichten einer willigen Leserschaft wirksam. Der insgesamt ausgegebenen Bücher sind viele Hunderttausende, was in dem durch die Mundart naturgemäß beschränkten Verbreitungsgebiet eine ungewöhnliche Aufnahmedichte bezeugt. Ähnlich überdauert Albert Ankers Volkstümlichkeit den Wechsel der künstlerischen Strömungen, höchstens daß andere Facetten seines Werkes aufleuchten und gesehen werden. Rudolf von Tavel, aufwachsend und schaffend in Zeiten großer Veränderung, hat mit eigenen Augen noch jenes alte Bern gesehen, dessen Stadtbild klar gesondert in unversehrter Landschaft mit ihren Bauernhöfen und Campagnen lag, während heute die «Agglomeration Bern» über alle Ränder tritt und irgendwie formlos zerfließt. Aus eigener Anschauung hat er sein Werk geschaffen. Jahrring an Jahrring setzend, stieg der kräftige Baum in die Höhe, erquickt noch immer, und hoffentlich noch auf lange hinaus, mit seiner schirmenden Krone das Land. *Michael Stettler*